

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 106 (1980)
Heft: 29

Rubrik: Die Seite der Frau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

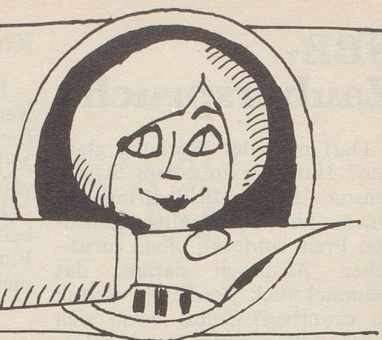
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Seite der Frau



Unsere kleine Stadt

Eigentlich ist sie nicht klein, unsere Stadt. Weder an ihrer Ausdehnung gemessen, noch an der Bautenhöhe, noch nach ihrer Einwohnerzahl beurteilt. Unsere Stadt ist mittelgross, architektonisch verunstaltet, bevölkerungsklimatisch rauh.

Wer sich zwischen die Häuserfronten wagt, fühlt sich verloren, vermisst sogar den Knotenpunkt im Strassengewirr, weil es ihn schlicht nicht gibt. Hingegen stösst der sorglich Suchende auf mittelalterliche Rudimente in Form eines Turms, dreier Fassaden und zweier Ringmauermeter.

Unsere Stadt wäre ein Aufenthaltsort zum Austreiben – ohne das locker verstreute Trüpplein liebenswerter, origineller Menschen, die ich jeden Samstag besuche:

Morgens um acht beginnt für mich das, was beschaulichere Zeitgenossen «Einkaufsbummel» nennen, ich jedoch als «Tour de Frank» bezeichne: Ich jage hinter Nahrungs-, Genuss-, Putz- und Heilmitteln her. Der Rundlauf bringt mich zu den ewiggleichen Stationen, wo ich mir den temporalen Luxus mehrerer Plaudersätze leiste.

Am Eck-Kiosk erobere ich das Weltblatt, fordere, mit Seufzerbegleitung, eine Stange Tabakgift, bekrittelle die Meteorologen, erkundige mich nach den Halbschmerzen der Leiterin. Beim Abschied, drei Minuten später, steht fest: Es geht diesseits/jenseits des Ausstellisches so so ... Und mehr bedarf's nicht.

Dennoch lenke ich meine Schritte Richtung Drogerie. Schon im Anmarsch hoffe ich, die Dame des Hauses zu sichten. Mit ihr lässt es sich trefflich philosophieren. Sie herrscht gütig über ein halbes Dutzend Angestellter, ist teils simultan, teils sukzessive: Geschäftsfrau, Mutter, Schauspielerin, Sachverständige, Beraterin – neuerdings gar Schülerin: Dem eig'nen Triebe gehorchend, haucht sie in eine Panflöte, will warme Töne nicht nur aus der Konserve geniessen, sondern auch frisch erzeugen.

Ehrlich gestanden: Ich bewundere diese Persönlichkeit. Ich schätze ihre Anteilnahme und

fühle mich im Gespräch geborgen. Wenn ich weder Seife noch Kopfwepulver benötige, grüble ich vor meinem Wochenendspurt so lange, bis mir eine Lücke im Sanitätssortiment einfällt. Sie setzt mich dann in Ergatterungstrab.

Aehnliche Ränke muss ich nicht schmieden, ehe ich die Türe «meiner» Buchhandlung einrenne. Das tue ich ohnehin regelmässig, wenn ich Gipfel vom nobelsten Bäcker der Region anschleppe. Diese Tradition habe ich erfunden, ebenso das Motto: «Bräuche sind da, um gepflegt zu werden.» Das findet auch der Literaturkenner mit dem erlesenen Blätterteigwarengeschmack. Deshalb gestattet er mir, nur sporadisch etwas zu erstehen, häufig viel, selten klug zu schwatzen und bei Bedarf aus dem Keller Packmaterial zum persönlichen Gebrauch zu hieven. Tauschhandel einst – Tauschhandel jetzt. Eine ideale ökonomische Usanz ...

Im Spezereiladen nebenan zahle ich freudig erregt relativ hohe Preise: Mit jedem Zusatzrappen kaufe ich mir ein Stück Erinnerung an die Kindheit.

Hochgemut trete ich den Heimweg an. Er führt am elitären Bäckerladen vorbei – zu demjenigen meiner Wahl. Dort stehen die Brötchengeber, Mutter und Schwiegertochter, schon Spalier, graben nach der prallen Papierfüte für «das Fräulein», dessen Namen sie fortgesetzt vergessen – weil er keinerlei Bedeutung hat. Sie kennen mich, ich kenne sie: wir verstehen uns, wenn wir die personelle, die finanzielle Lage der Laibschöpfer erörtern.

Ich halte Einkehr – in Wohnung und Gemüt. Ich empfinde Zufriedenheit. Fühle neuen Nährstoff durch Gehirn und Adern pulsieren. Ihn habe ich an besonderen Zapfstellen geholt. In unserer mittelgrossen, kleinen Stadt.

Ilse

Obligatorisches ...

... ist eine abgemachte Sache. Meist über die Köpfe derer hinweg, die in den sauren Apfel beissen müssen.

Auch das «Obli», der Besuch

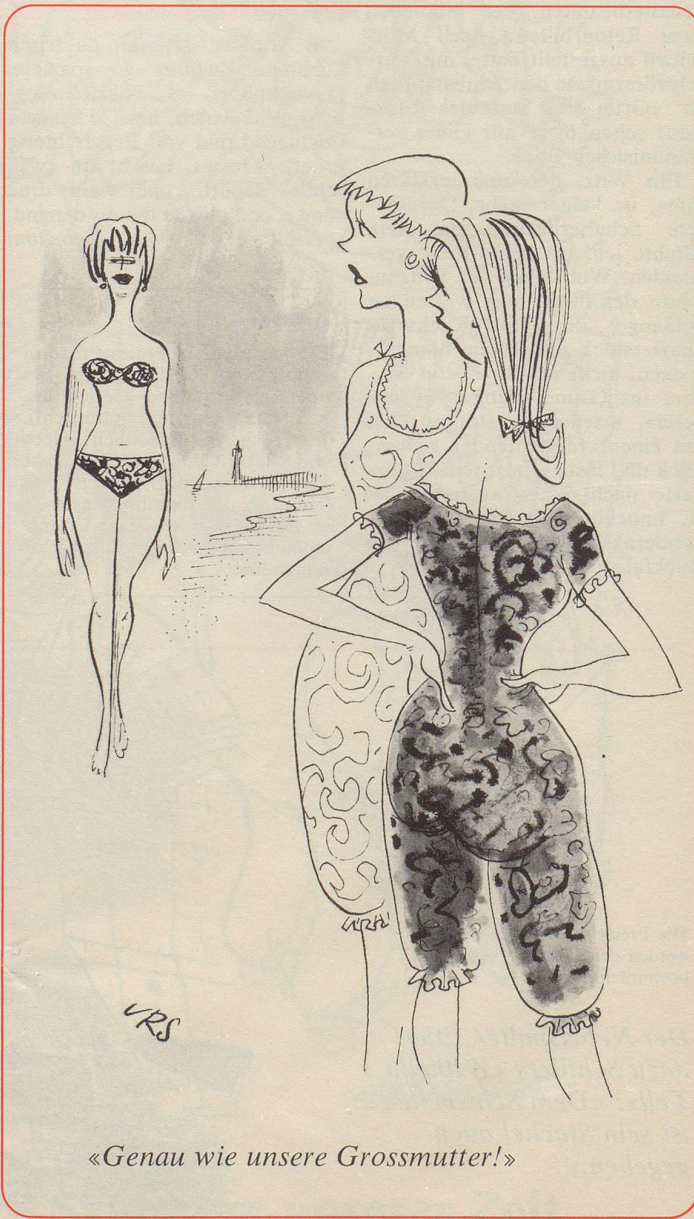
der Hauswirtschaftsschule für Mittelschülerinnen, ist nicht zu umgehen. Vehementes Sträuben hilft nichts, Tricks und ungewöhnliche Einfälle bewahren die jungen Damen nicht davor, einen Teil ihrer Sommerferien zu opfern, um sich mit dem Küchen- und Haushalt-Einmaleins zu befassen.

«Zeitverschwendung!» lamentierte unsere Tochter, «wozu gibt es Kochbücher, Waschanleitungen, etc.?» Wenn es soweit sei, werde sie lernen, den Kochlöffel

zu schwingen. Jetzt stehe ihr der Sinn nicht danach.

Ich schwieg und erinnerte mich einstiger Jammertiraden: Händeringend, schier verzweifelt ob der Unfähigkeit ihres Sprösslings, bedauerte meine Mutter lange vor dem Ereignis den armen Mann, der ihr danebengeratenes Geschöpf einmal heiraten würde.

Das «Obli» wurde von unserer Tochter absolviert und erweckte wachsende Begeisterung. Denn statt «verstaubter alter Jungfern», die mit den Methoden von Anno



«Genau wie unsere Grossmutter!»

X junge Mädchen für den Haushalt begeistern wollten, weihten zwei tolerante, aufgeschlossene junge Frauen die Schülerinnen in die Kunst der Haushaltsführung ein. Sie waren allem Ueberflüssigen abhold, zeigten überzeugende Praktiken und weckten Verständnis für die Dinge, die nun einmal nicht zu umgehen sind.

In der «Nähschi»-Lehrerin fanden die Mädchen doch noch das lebende Beispiel für ihre Vorstellungen; aus Vaters Unterhemden Slips für Teenager zu nähen, ging ihnen zu weit. Aber Spass hat's gemacht, denn: «Das konnten wir doch nicht ernst nehmen!»

Rückblickend findet unsere Tochter «Obli»-Wochen glatt. Und wieder einmal lässt sich erkennen, dass es auf die Geschicklichkeit des Vermittelnden ankommt, ob ein Stoff bei Schülern Interesse findet oder nicht.

Einiges vom Erlernten hat unsere Tochter an mich weitergegeben; ausgetragene Unterhemden werden allerdings weiterhin als Putzlumpen verwendet. Und der arme Mann, den meine Mutter einst so sehr bedauerte, ist auch nach Jahrzehnten nicht im Dreck oder vor Hunger verkommen. – Liebe lehrt einen manches, und die Wille erst recht!

Nur die Sache mit dem Knopfannähen klappt nicht. Doch glücklicherweise lernen die Burschen es in der Rekrutenschule und können's auch als Ehemänner noch; – das ist erprobt!

Marianne Ludwig

Es war einmal...

Mein Heimatdorf ist von Wäldern umgeben. In meiner Jugendzeit waren diese Wälder den Zürchern der vielen Heidelbeeren wegen bekannt. Sonntags kamen die Städter per Velo und stellten sie auf unserem Hof an den Schatten. Abends setzten sich die Fremden zu uns in die Küche, um Most zu trinken und Speck zu essen. Unsere Mutter sagte oft: «Die armen Städter, die müssen alles kaufen!»

Wir Kinder kannten die Plätze, an denen es besonders viele Heidelbeeren gab. An schulfreien Nachmittagen begleitete uns unsere Lehrerin, die gütige Rosa Kägi, dorthin. Sie war sehr musikalisch und sang auf dem Weg und im Wald die schönsten Flur- und Wanderlieder.

War bei uns Backtag, rannten wir Kinder nach der Schule in den Wald, um Heidelbeeren für die Wähen zu pflücken. Mutter machte verschiedene Sorten «Dünnen»: Heidelbeer-, Himbeer-, Kirschen- und Zwiebelröhrliwähen. Im grossen Back-

ofen wurden diese Wähen zu Köstlichkeiten.

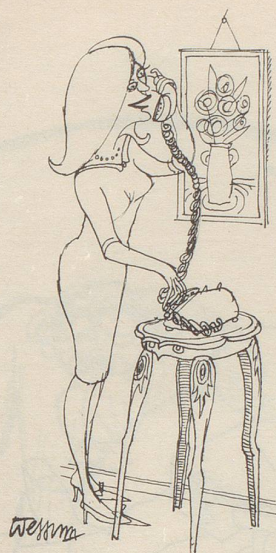
Im Dorf gab es ein «Beerifraueli», klein, mager, mit krummem Rücken und stets hustend. Diese Frau fuhr zweimal wöchentlich mit Beeren, Gemüse und Eiern nach Zürich auf den Gemüsemarkt. Mit einem riesigen Kinderwagen machte sie sich morgens nach vier Uhr zu der eine Stunde vom Dorf entfernten Station auf. Mit dem ersten Arbeiterzug fuhr die «Händlerin» in die Stadt. Ihr Kinderwagen wurde in den Gepäckwagen gehoben. Manchmal blieb sie bei ihrem Gefährt, denn sie traute den Bähnern nicht, fürchtete, einer trinke ein Ei aus oder nehme eine Handvoll Beeren aus dem Kratten...

Wir brachten der Marktfrau im Frühling die ersten Veilchen und Schlüsselblumen. Fünf Rappen erhielten wir für ein Sträusslein. Während der Beerenzeit machten wir ebenfalls kleine Geschäfte mit der Alten. Beim Brunnentrog auf ihrem Hof stellte sie einen Tisch auf und plazierte dort die Waage. 40 Rappen bezahlte sie uns für das Kilo Beeren. Sie verdiene nur einen Batzen daran, behauptete sie. Meine Freundin Elsi war eine sehr fleissige Beerenpflückerin. Einmal brachte sie acht Franken zusammen und kaufte sich davon Wolle, um eine Jacke zu stricken, denn einen Wintermantel besass sie, die damals Dreizehnjährige, noch nicht.

Als ich später nach Zürich in die Frauenarbeitsschule fuhr, sass ich einmal im Frühzug der Beerifrau gegenüber. «Gehst du nicht mehr in die Beeri, bist du zu nobel geworden?» fragte sie mich. Ich erklärte ihr, dass ich keine Zeit mehr hätte. Trotz ihrem bodenlangen Kleid entdeckten meine Freundin und ich unter ihrer Bank ein schneeweisses Nachtgeschirr. Sie bemerkte unser Ergötzen und sagte: «Im ganzen Haus hab ich kein Kesseli mehr gefunden. Es sind Himbeeren im Geschirr, die sehr viel Saft abgeben. Hinter einem Baum in der Stadt schütte ich die Beeren ins erste leere Kesseli – das merken die heiklen Kundinnen nicht.» Flink holte sie beim Aussteigen das Nachtgeschirr unter der Bank hervor und barg es unter ihrer Schürze. Weil wir Respekt vor der alten Frau hatten, wagten wir es nicht, laut zu lachen. Als wir aber allein waren, quoll es wie ein Sturzbach aus uns hervor. Beim Nachtessen grinsten meine Brüder ob der Findigkeit der alten Frau...

Ich war schon verheiratet und fort vom Dorf, als meine Mutter mir schrieb, die Beerenfrau sei auf dem Weg zur Station an einem Hustenanfall erstickt.

Rosel Luginbühl



«Nein, nein, es ist ganz einfach zu finden: das einzige Haus ohne Fernsehantenne.»

Versalzen

Menschen meiner Generation, soweit sie das «Pech» hatten, als Mädchen geboren worden zu sein, wurden als Kinder durch verbindliche Kernsätze geprägt: «Dienen lerne beizeiten das Weib! Die vornehmste Pflicht des Weibes ist es, für die Ihren da zu sein. Die Frauen sollen im stillen wirken.» Der «gewöhnlichen» Frau stand ausschliesslich die Funktion der milden Trösterin zu.

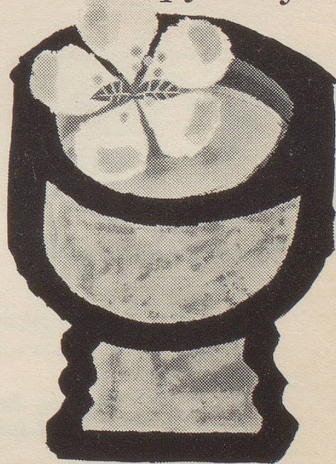
«In den drei ersten Jahren unseres Lebens formen sich die Mechanismen unseres Gehirns», las ich jüngst in der Zeitung. «Wenn man eine Katze in ihren ersten Lebensmonaten in einen Käfig mit vertikalen Stäben setzt und später in einen mit horizontalen, wird sie immer den Kopf einrennen, weil sie nur vertikale Stäbe sieht.» So geschah es auch mit uns bei unsern Käfigstäben, sintemal das ganze Wirtschaftsleben daraufhin programmiert und organisiert war. Die krassen Unterschiede zwischen Frauen- und Männerberufen waren ein Faktum. So rekapituliere ich die damalige Situation. Dann begann der Geist der Unruhe in den scheinbar festen Mauern mit den erwähnten Gitterstäben zu herrschen. Bei ersten Ausbruchversuchen ging ein Raunen des Staunens durch die neugierig und angespannt lauschende Menge, die sensationslüsterne Seitenblicke warf. Auflehnung war ordnungswidrige Missachtung althergebrachter Privilegien. Schliesslich kochte auf beiden Geschlechtersseiten die Wut.

Der Hausmann, dem diese Zeilen speziell gelten, kocht auch, aber voller Freude – und in der

Küche. Natürlich bereitet er in erster Linie seine Liebesspeisen zu und nimmt in echt männlich-souveränem Absolutheitsanspruch an, dass seine Favoriten auch die bevorzugten Menüs der andern Familienglieder darstellen. Ja, die andern der Familie sind die Glieder, er ist das Haupt, das Oberhaupt. Er ist und bleibt, gemäss seiner in frühester Kindheit erworbenen Vorstellung, der Generalintendant im Welttheater und auf der privaten Lebensbühne. «Barmherzigkeit, Herr Landvogt, Gnade, Gnade!» – Nun, diese Klassegegensätze haben sich abgeschliffen und stossen sich nicht mehr so hart im Raume. Ich, beispielsweise, bin meinem Hausmann und Meister Proper sehr dankbar für die Mitarbeit und wünsche ihm das Beste, vor allem Gesundheit. Dieser Wunsch drängt sich in meinem Fall auf, besonders wenn ich an das viele verbrannte Fett denke und die Grosszügigkeit beim Salzen. Es ist herzhaftes Hausmannskost, die er fabriziert. Zehn Tage war der Hausmann krank. Jetzt kocht er wieder, Gott sei Dank! Wie hat mir in der kochlosen Zeit das verbrannte Fett, das versalzene Gemüse gefehlt! Wo Liebe ist, geht sie durch den Magen – verbranntes Fett hin oder her. Drinnen waltet der züchtige Hausmann.

Hilda

Fabelhaft ist Apfelsaft



ova **Urtrüeb**
bsunders guet